

Deutscher Nationalist wird amerikanischer Liberaler

Ernst Kantorowicz wurde als Mediävist mit einer Staufer-Biografie berühmt. Dann zwang ihn die Machtergreifung der Nazis zur Flucht

PAUL OSTWALD

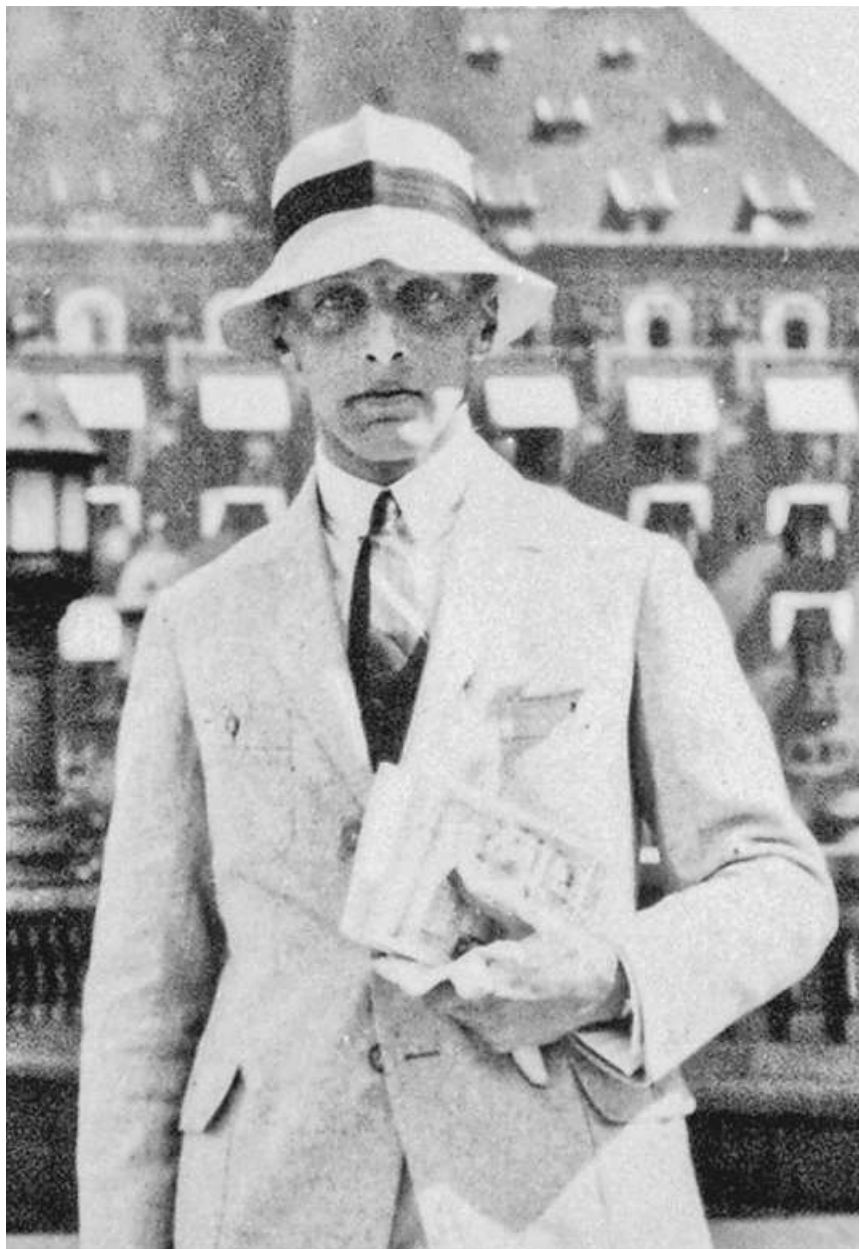
In wenigen Biografien verdichtet sich das 20. Jahrhundert so sehr wie in derjenigen des Historikers Ernst Kantorowicz. Den Ersten Weltkrieg und die Hölle von Verdun erlebt er an vorderster Front. Kaum zurück in der Heimat, immatrikuliert er sich 1919 in Heidelberg – aber noch im selben Jahr sehen wir den 24-Jährigen im Trab durch Berlin, auf der Jagd nach Kommunisten. Der Spartakusaufstand tobt und droht die Weimarer Republik kurz nach ihrer Gründung auseinanderzureissen. Einige Jahre später, als die junge Republik tatsächlich kollabiert, ist er der Gejagte: Als jüdischer Gelehrter schützt ihn auch sein Eisernes Verdienstkreuz Zweiter Klasse nicht vor den Nationalsozialisten.

Über Oxford flieht Kantorowicz ins amerikanische Exil, wo er 1949 ein letztes Mal zwischen die Fronten gerät. Inzwischen Professor in Berkeley, weigert er sich, seine antikommunistische Gesinnung zu beenden. Lieber verliert er noch einmal seine Stellung, als seine intellektuelle Freiheit aufzugeben. 1951 tritt er eine Professur in Princeton an. Seine langsame politische Wandlung vom strammen Nationalisten zum liberalen Ostküsten-Intellektuellen macht ihn selbst im Jahrhundert der Extreme zu einer Ausnahmeerscheinung.

Dem Likör zugetan

Es ist kein Zufall, dass der Mittelalterhistoriker Robert Lerner diesem Mann eine umfassende Biografie gewidmet hat. Kantorowicz, dessen Buch «Kaiser Friedrich der Zweite» die biografische Geschichtsschreibung 1927 auf Jahrzehnte prägte und ihn über Nacht zur Galionsfigur der Mediävistik machte, ist in den vergangenen Jahren immer mehr selbst zum Thema der Forschung geworden. Doch während sich Kantorowicz in seinem Werk über den Stauferkönig von der Metapher zur Allegorie schwingt, wandelt Lerner auf festem Boden: Seine Biografie macht auch dem Neuling das Kantorowicz-Universum zugänglich.

Dabei lässt sich an seinen Anfängen nur schwerlich ablesen, dass Kantorowicz einmal zu den bedeutendsten Mediävisten des Jahrhunderts gehören



Undatierte Aufnahme von Ernst Kantorowicz.

PRIVATARCHIV ROBERT E. LERNER / KLETT-COTTA

würde. Als Sohn eines Posener Schnaps- und Weinfabrikanten fuhr er schlechte Noten in der Schule ein und erfreute sich eher an den Fabrikaten des elterlichen Betriebs als am Unterricht. Dazu gehörte unter anderem auch der «Altpolnische Reiterlikör», der dem Familienunternehmen ein Vermögen eingebracht hatte und die Zukunft des faulen Ernst

sichern sollte. Doch der Weltkrieg setzte dem Müsiggang ein abruptes Ende.

Wie bei vielen seiner Generation zeigt sich in Kantorowicz' Briefen eine regelrechte Vorfreude auf die Kriegserfahrung. Immer wieder bestellte er sich Wurst und Alkoholika aus dem Elternhaus an die Front, berichtete von «grossen Abenteuern» und neuen

Kameraden. Die Imagepflege im Schützengraben wirkt aus heutiger Sicht befremdlich. Selbst als er 1916 in der Hölle von Verdun Kanonen Donner und Gasangriffe miterlebte, berichtete er nach Hause: «Was ich bisher für Krieg gehalten habe, war dagegen ein kleines Kaisermanöver. Es gefällt mir aber sehr gut.» Für Ernst Kantorowicz gehörte der nonchalante Tonfall zum Habitus des Dandys, den er mit zunehmendem Alter und akademischem Grad immer mehr verkörperte.

Es ist nicht erstaunlich, dass er sich in zwei Welten besonders heimisch fühlte: im Heidelberg des Stefan George und im Oxford der verschrobenen Fellows. In Heidelberg eilte Kantorowicz sein Ruf als Snob voraus – und wirkte Wunder. Kaum hatte er den Krieg hinter sich gelassen, avancierte er zum Privatsekretär Georges und assimilierte zunehmend den mystischen Stil seines

Lieber verliert er noch einmal seine Stellung, als seine intellektuelle Freiheit aufzugeben.

Meisters. Als eine der Kernfiguren dieses Kreises aus Intellektuellen und der deutschen High Society prägte er den Begriff des «Geheimen Deutschlands» mit. Dahinter verbarg sich der Glaube an eine deutsche Geisteselite, die ihr Heimatland in eine bessere Zukunft führen würde. Während die einen darin die geistige Vorarbeit für die Nationalsozialisten sahen, verstanden andere den Begriff als Codewort für den Widerstand.

Als George 1933 starb und wenige Monate später die Nazis mit der Vertreibung jüdischer Intellektueller aus den Universitäten begannen, deutete sich auch für Kantorowicz eine Zeitenwende an. Bereits im Januar 1934 reiste er auf Einladung der Universität Oxford in die britische Wissenschaftsmetropole. Für seinen Biografen Robert Lerner liegt in den Folgejahren und vor allem in einer

Bekanntschaft der Schlüssel zu Kantorowicz' politischer Liberalisierung: Der Altphilologe Maurice Bowra führte den deutschen Nachwuchswissenschaftler in den Mikrokosmos aus Gartenpartys und Talaren ein. Mit Bowra, der mit Charlie Chaplin gleichermaßen wie mit Winston Churchill in sarkastisch-überheblichem Ton verkehrte, hatte Kantorowicz einen Seelenverwandten gefunden. So beendete Bowra seine Hochzeitsrede auf ein befreundetes Paar mit den Worten: «Ein wunderbares Pärchen, ich habe mit beiden geschlafen.» Für das frühe Empire ein Affront. Für Kantorowicz: eine Meisterleistung.

Die Flucht endet in Princeton

Die Flucht endete 1951 in Princeton, wo Kantorowicz sich seinen Studien und seinem zweiten Hauptwerk, «Die zwei Körper des Königs», widmete. Drei Bilder standen auf seinem Schreibtisch, als er 1963 starb: eines von seinem Vater, dem Posener Weinfabrikanten, eines von Stefan George und eines von Maurice Bowra. Die verschiedenen Gedankenwelten hatten sich zeitlebens nicht ausgeschlossen, im Gegenteil, sie gaben seinem Denken die Tiefe, die bis heute die Faszination seiner Person ausmacht. Manches bleibt zum Schluss abstoßend, vieles charmant und einiges unvereinbar. Die Vielschichtigkeit dieses Menschen gibt auch nach der Lektüre weiterhin Rätsel auf. Das tut aber dieser brillanten Biografie keinen Abbruch, im Gegenteil.

Die Rastlosigkeit Kantorowicz', der von seinen Freunden stets EKA genannt wurde, endete auch mit seinem Tod nicht. «Ich habe mich sogar zu einer Testamentsänderung entschlossen», schrieb er aus dem lieb gewonnenen Exil in einem seiner letzten Briefe an Bowra, «der zufolge meine Asche zusammen mit meinem Lieblingskorkenzieher an meine Nichte Beate in Puerto Rico gesandt wird und sie verpflichtet ist, Löcher in die Kiste mit der Asche zu bohren und sie in der Karibik zu versenken, auf dass sie zukünftig EKaribik heisse.»

Robert E. Lerner: Ernst Kantorowicz. Eine Biografie. Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Gruber. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2020. 554 S., Fr. 69.90.

Die Welt ist das «Home-Office» Gottes

Kirche hat stattgefunden, trotz Corona. Und sie wird immer stattfinden. Aber meist ohne Schlagzeilen

CHRISTOPH SIGRIST

Wo waren die Kirchen in der Corona-Krise? Schlagzeilen machen die katholische wie auch die evangelisch-reformierte Kirche in letzter Zeit vor allem durch Skandale in ihrer Leitung. Die Kirche habe nur noch sich selber im Blick, heisst es, sie drehe sich auch in der grössten Krise nur um sich selbst, statt sich um die zu kümmern, die es nötig hätten. Damit sei sie systemirrelevant geworden. Die Kirche habe nicht stattgefunden. So sagte man, so hörte man.

Ewiggestrig und offensichtlich irrelevant? Diesen Vorwurf möchte ich kontern. Mit einer Einsicht, die sich der Erfahrung am Grossmünster in Zürich verdankt, aber auf viele Kirchen in der Schweiz übertragen werden kann: Das «Home-Office» der Kirchen ist das «World-Office» der Menschlichkeit Gottes. Die Welt ist das «Home-Office» Gottes. Dafür sind Kirchen Gedächtnis, Gewissen und Hoffnungsort zugleich. Und die kirchliche Arbeit daran fand in der Corona-Krise weiss Gott statt, genauso wie vor der Krise und nach der Krise.

Zuerst zum Gedächtnis: Als sich Ulrich Zwingli, der Reformator von Zürich und Stadtpfarrer am Grossmünster, vor 500 Jahren nach wenigen Monaten im Amt im Bad Pfäfers vom Stress erholte, ereilte ihn im August 1519 die Botschaft eines Meldeläufers, in Zürich

sei die Pest ausgebrochen. Zwingli brach die Kur sofort ab. Er eilte nach Zürich. Mitten unter die Pestkranken und Sterbenden. Innerhalb weniger Monate starb rund ein Drittel der rund 7000 Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt. Zwingli selber wurde infiziert, er lag auf dem Sterbebett, wurde gesund. Unmittelbar danach schrieb er ein Lied und komponierte dazu die Musik.

Nicht nur seit 500 Jahren, seit 2000 Jahren erinnern die Kirchen an Menschen, die sich mitten in die Krisenherde dieser Welt begeben haben. An bekannte Namen wie Dietrich Bonhoeffer, Mutter Teresa, Ernst Sieber. Aber es gibt auch die unbekannteren Namen. Mit ihnen liessen sich die Kirchen in den vergangenen Wochen und Monaten dorthin ziehen, wo die Not am grössten war: in Spitälern, Heimen, Gefängnissen, in Asylunterkünften, auf die Strassen und in Gassenküchen.

Blind gegenüber Gott

Frauen und Männer begleiteten Menschen, beteten mit ihnen, halfen ihnen, besuchten sie, führten Gespräche, telefonierten und mailten, zoomten und skypeten, verteilten Essenspakete und waren da: für alte Menschen, für Kranke, Obdachlose, Prostituierte. Kirche findet statt. Und sie findet draussen statt, meist ohne Schlagzeilen.

Zum Gewissen: Im Pestlied schrieb Zwingli: «Hilff, herr gott, hilff in dieser Not! Din haf bin ich. Mach ganz ald brich.» (Dein Krug bin ich, mach ganz oder zerbrich.) In den vergangenen Monaten ist allen klargeworden, wie zerbrechlich der Krug ist. Wenn die Welt stillsteht, bildet sich plötzlich eine andere Resonanz als im Lärm eines Alltags, der Wachstum über alles stellt und Leistung bis zuletzt verlangt. Die Endlichkeit des Lebens kommt in den Blick – und geschenkte Augenblicke geraten in Schwingung.

Die «existenzielle Gottesblindheit», so ein Ausdruck des Theologen Ingolf Dalferth, wird spürbar. Blind gegenüber Gottes Schöpfungskraft sind die, die das endliche Leben in der endlichen Welt nicht würdigen und nicht sehen, dass wir das meiste von dem, was wir sind, nicht uns selbst verdanken. Der Stillstand der Welt legt ein überraschendes Menschen- und Gottesbild offen: Wir sind ein Krug Gottes. Davon zeugen Kirchen, Synagogen, Moscheen und Tempel von jeher.

Wer glaubt, alles im Griff zu haben, vergreift sich am Leben. Nicht alles ist planbar, vieles ist nicht machbar, nicht alles wissen wir. Stattdessen erleben wir wieder, dass wir das, was wir sind, vor allem aus dem sind, was uns geschieht – nicht aus dem, was wir selber tun. Es lohnt sich, darüber nachzuden-

ken, was Gott vorgedacht hat. Wenn Läden und Restaurants schliessen müssen, bleiben Kirchenräume offen, um einen Ort zu schaffen für diese nachdenkliche Resonanz. Kirche findet statt, meist ohne Schlagzeilen, als Gewissensarbeit an der Krug-Existenz drinnen im Kirchenraum und draussen im öffentlichen Raum.

Präsent sein

Zum Schluss zum Hoffnungsort. Erstens: Viele Kirchenräume sind offen geblieben, auch während des Lockdowns. Die Glocken läuteten am Sonntag, Pfarrerinnen und Pfarrer waren in der Kirche präsent. Im Grossmünster entwickelte sich im Chor vor den Fenstern von Augusto Giacometti eine neue Form gottesdienstlicher Feier. Menschen trafen sich zufällig im Rund, auf Social Distance und doch nah. Gemeinsam wurde Sonntag für Sonntag ein Text aus der Bibel ausgelegt.

Was vor Jahrzehnten in Südamerika der Befreiungstheologe Ernesto Cardenal mit den Bauern von Solentiname erfuhr, fand seine Fortsetzung im dialogischen Predigen mit Menschen aus der Stadt Zürich. Biblischer Text und gegenwärtiger Kontext gerieten in überraschende Schwingung: Resonanz für Unverfügbares und Hoffnungsvolles entstand.

Zweitens gelang der Sprung ins kalte Wasser des digitalen Raumes. Vor 500 Jahren spielte den Reformatoren die Kunst des Buchdruckes in die Hände, damit sie Menschen mit ihrer Botschaft erreichen konnten. Was in Freikirchen in der Schweiz und schon lange in vielen Kirchen in aller Welt praktiziert wird, haben die drei grossen Konfessionen nun an die Hand genommen. Die schöpferische Vielfalt von gottesdienstlichen Feiern, das Potenzial von Wort und Musik in schwierigen Zeiten und die innovative Performance christlichen Glaubens gehören zu den grossen Entdeckungen 500 Jahre nach dem Buchdruck im digitalen Kirchenraum.

Und drittens ereignete sich diakonische Alltagsseelsorge: in der aufsuchenden kirchlichen Präsenz vor Gartenzäunen, unter offenen Fenstern und an Haustüren. Gottesdienstlicher Alltag in vielfältiger, aussergewöhnlicher und gar nicht alltäglicher Kultur. Die Kirchen waren in der Krise vor Ort. Sie sind es noch immer, und sie werden es sein. Kirche findet statt. Sie ist relevant für die Systeme und Ordnungen in der Gesellschaft, allerdings meist ohne Schlagzeilen.

Christoph Sigrist ist Pfarrer am Grossmünster in Zürich und Titularprofessor für Diakoniewissenschaft an der Universität Bern.